

TANJA JESCHKE

Svendborg  
1937

Roman

PICUS VERLAG WIEN

*Sie wollten entrinnen den Schlachten  
Dem ganzen Nachtmahr  
Und eines Tages kommen  
In ein Land, wo Frieden war.*

BERTOLT BRECHT,  
Kinderkreuzzug 1939

*Die Aufgabe der Emigranten ist die schwerste,  
aber auch die wertvollste, die es heute gibt.  
Wie Samen und Keime der Freiheit wehen sie  
über die Grenzen und bereichern die Kultur  
der Länder, wo sie Obdach finden. Jedes Land  
sollte mit offenen Armen die Emigranten  
aufnehmen – und dazu dankbar sein!*

MARTIN ANDERSEN NEXØ,  
Brief vom 15.6.1939 an Otto Pichl

## Die Reise

Meret Dinkelspiel trägt ein lachsfarbenes Sommerkleid mit winzigen weißen Standuhren darauf und einem Gürtel aus geflochtenem Leder. Das Kleid hat einen weißen Kragen und zwei große Taschen, in denen Meret ihre Hände vergräbt, während sie im Zugabteil am Fenster sitzt und der ständig entschwindenden Landschaft draußen nachschaut. Die Hügel und Felder sehen aus wie ein riesiges Tuch, das sich im Wind bauscht. Was mag sich unter so einem Tuch verbergen? Nichts verbirgt sich darunter, nichts, nur Erde. Deutsche Erde, die braun ist.

Meret ballt in ihren Taschen die Hände zu Fäusten.

In Dänemark steht ein Haus. Die alte Freundin der Großmutter wohnt darin. Die verwitwete Tante Gertrud. Sie ist dem Vater eingefallen, als er darüber grübelte, wohin sie im Sommer gehen könnten. Als ginge es nur um den Sommer, um Sommerferien. Die Sommerferien verbringen im Jahre 1937, das ist etwas ganz anderes als die Sommerferien verbringen im Jahre 1932.

1932 in Tirol. Jeden Morgen hatte ein frisch gebackenes Brot auf der Bank vor dem Haus gelegen. Manchmal eine Schale mit Himbeeren oder schwarzen Johannisbeeren. Die Bäuerin hatte sie gut versorgt. Eiskalt war nur der See gewesen. Und die Berge hatten alles mit einem stolzen Schweigen umgeben.

Aber schon 1933 war es dann anders, am Staffelsee in Murnau. Sie hatten dort eine schöne Ferienwohnung, Gabriele Münter, mit der der Vater befreundet war, hatte sie ihnen beschafft. Die Münter hatte sie in ihr Haus eingeladen, am

ersten Tag gleich, hatte Grießknödel für sie gemacht, die sie mit gerösteten Sonnenblumenkernen und Brombeersauce auf grünen Tellern servierte, und ihnen ihre neuen Bilder gezeigt, die die Mutter besonders mochte. Aber dann hatte die Münter mit den Eltern nur von Hitler gesprochen, und die dreizehnjährige Meret war mit dem wenige Monate alten Brüderchen Friedrich auf dem Arm auf die Wiese vor dem Haus gegangen und hatte das Gesicht des Kleinen betrachtet und ihn über die Maßen lieb gehabt. Der Vater hatte am nächsten Tag die Zeitung sogar mit aufs Boot genommen, hatte dann vor lauter Zeitunglesen die Segel nicht gesetzt, weiß und schlaff hingen sie herab, bis Ricarda, die damals fünfzehn war, mit ihren starken, braun gebrannten Armen sich die Aufgabe vornahm. Ehe der Vater umblättern konnte, trotzten die Segel schon der steifen Brise. Und los ging es.

Auch in den Sommern 1934 und 1935 sind sie in Murnau gewesen, sind auf den See hinausgefahren, sogar noch 1936, da hat die Mutter den dreijährigen Friedrich an den Hosenträgern festgehalten, er hing ihr zu weit über die Reling, aber sie lachte dabei. Und wäre er ins Wasser gefallen, hätte sie sich mit Schwung über die Reling gestürzt, ihm nach, und hätte ihn gerettet, und Friedrich wäre nass wie ein Hündchen von ihr aufs Deck geschubst worden.

Diese Jahre sind lang vorbei, als wären es nicht ein oder zwei, sondern zehn Jahre. Meret fühlt sich viel älter inzwischen, viel älter als die schlanken siebzehn, die sie alt ist. Ricarda ist neunzehn. Aber auch sie kommt Meret älter vor. Meret sieht zur Schwester hinüber. Sie trägt ihr Haar kurz, seitdem sie mit Kurt-Anselm befreundet ist, dem Geiger aus ihrem früheren Orchester. Er ist inzwischen Student an der Musikhochschule München. Ricardas Cello liegt oben im Gepäcknetz. Immer wieder steht Meret auf und schaut nach, ob es nicht verrutscht

ist. Es darf nicht herunterfallen. Ricarda ist sowieso nicht einverstanden damit, nach Dänemark zu reisen. Und Meret? Ist sie einverstanden? Na, gegen ein Spiel, ein Sommerferien-Spiel hat sie nichts einzuwenden. Meret spielt nicht Cello, sie spielt Ferien. Mit siebzehn geht alles, denkt sie.

Flensburg, Hauptbahnhof. Die Sonne geht eben unter. Sie schickt schräge, blendende Strahlen ins Abteil. Jetzt ist es noch wärmer als vorher. Und der Mann, der mit ihnen im Abteil sitzt, möchte das Fenster nicht geöffnet haben. Draußen bellen mehrere Hunde. Ein blutjunger Uniformierter erscheint an der Tür, schiebt sie auf, Ausweiskontrolle!, ruft er und betrachtet die Familie Dinkelspiel mit seinem bubenhaft zögernden Blick. Die Mutter lächelt ihn an. Sie hat sich vorhin noch die Lippen kirschrot angemalt. Friedrich beobachtet den Mann, und der bleibt einen zu langen Augenblick an seinem Gesicht hängen. Friedrich hat schräg gestellte Augen, er lächelt freundlich und mit geöffnetem Mund, aus dem seine Zunge speichelnass heraushängt. Der Vater hält seine Hände auf dem Schoß gefaltet und guckt blinzelnd geradeaus. Hinter dem Futter im Kofferdeckel hat er das Bild von Mitsch-Forch verstaut. Das einzige, das er noch nicht verkauft oder versteckt hat auf den Dachböden seiner Freunde. Er ist Kunsthändler. An diesem Bild klebt jetzt sein Beruf. Es passte gerade so in den Deckel des großen Koffers. Zwei Schichten Butterbrotpapier hat die Mutter absurderweise darüber befestigt. Das ist unsere Lebensversicherung, hat der Vater gesagt.

Jetzt entdeckt Meret, dass der Uniformierte eine Hasenscharre hat. Sie starrt darauf, auf seinen groben Fehler, während der Vater ihm die Papiere gibt, die er fordert. Nur Ricarda lässt sich nichts anmerken, nichts von der Spannung, die immer dann entsteht, wenn es vermutlich darum geht, dass sie eine

jüdische Familie sind, wo doch jetzt das genaue Gegenteil verlangt ist. Ricarda macht einfach etwas anderes. Sie schaut aus dem Fenster und fängt an zu summen. *Sah ein Knab ein Röslein stehen*. Sie summt extra falsch, laut und gekonnt arglos.

Als der Zug wieder anfährt, sind die Backsteinhäuser ringsum in Licht getaucht und es sieht aus, als blühten Rosen überall.

Der Zug rollt in die sommerliche Dämmerung der Juni-nacht. Eine Müdigkeit hat sich im überhitzten Abteil ausgebreitet. Vater, Mutter, Friedrich, Ricarda und Meret hängen verschwitzt in ihren Sitzen, der fremde Herr in der Ecke hat sein Buch zur Seite gelegt und die Augen geschlossen. Die Nachtfahrt hat begonnen. Dänemark rückt näher, je näher, desto unwahrscheinlicher. Meret weiß genau: Es ist kein Spiel. Es ist etwas anderes. Aber sie weiß nicht was, und das weiß keiner, und sie schließt die Augen und schläft ein.

Mitten in der Nacht umsteigen, dann lange warten im Wartesaal eines kleinen dänischen Bahnhofs, es riecht nach kaltem Zigarettenqualm. Ricarda liegt halb über ihrem Cellokasten auf der Holzbank und schläft. Meret geht auf die Suche nach einem Wasserhahn, sie hat Durst, der Vorrat an Wasser ist erschöpft, sie ist selbst erschöpft, sie verlässt ihre Familie und läuft in der dunklen dänischen Sommernacht auf dem Bahnsteig herum, es ist immer noch warm. Der Mond steht am schwarzen Himmel, stumm und mitwisserisch. Meret schickt einen kleinen Blick zu ihm hinauf. Der Mond kommt ihr unendlich vertraut vor. Einen Wasserhahn findet sie nicht.

Als sie zurück in den Wartesaal kommt, ist der Vater ärgerlich auf Friedrich, der heult und Hunger hat. Die Mutter hält ihn am Arm fest, damit er sich nicht losreißt. Ricarda hebt ihren Kopf vom Cello und zischt: Sei still, Friedrich, es gibt nichts mehr. Dabei stimmt das gar nicht: Die Mutter teilt saure Bonbons aus. Genau das Richtige mitten in der Nacht,

denkt Meret, während sie im Mund Saft produziert. Sie findet diese Reise in diesem Moment gar nicht so schlecht.

Der Zug kommt.

Um wer weiß wie viel Uhr erreichen sie Odense.

Hans Christian Andersen!, flüstert die Mutter.

Die anderen reagieren nicht.

Hat hier gelebt! Sie sagt es wie eine Beschwörung von etwas und presst das Gesicht an die schwarze Fensterscheibe.

Und noch immer nicht am Ziel.

Aber endlich ruft der Schaffner *Svendborg!* durch die Nacht, mit heiserer, gleichgültiger Stimme. Svendborg. Meret nimmt es zur Kenntnis wie eine mittelmäßige Schulnote. Sie will es plötzlich nicht glauben, dass sie am Ziel sind. Was für ein Ziel soll das sein?

Sie steigen aus, stehen da mit ihrem Gepäck.

Die Mutter fängt an zu weinen, ganz still.

Meret hat es ja gewusst: Sommerferien werden das nicht.

Ricarda öffnet ihren Koffer und zerrt ihre blaue Wolljacke hervor. Meret macht es ihr mechanisch nach, findet ihre Jacke aber nicht. Sie nimmt einfach das nächstbeste Kleidungsstück, ein Pyjamaoberteil, zieht es über, es ist frisch hier. Ein Wind weht.

Seewind, sagt die Mutter.

Morgenwind, sagt Ricarda und hält ihr Gesicht in die Böen, und Meret findet, das klingt wie eine verheißungsvolle Korrektur.

## Das Haus

Es ist ein altes Haus aus hellgelb angestrichenem Holz, es steht im Niels Juels Vej. Ein Bogen von duftenden rosa Rosen über der Eingangstür, summend von Bienen. Die Tür muss immer sofort geschlossen werden, sagt die Tante, damit die Bienen nicht ins Haus einfallen. Sie führt die Dinkelspiels am ersten Tag durch das ganze Haus. Die große Diele. Ein weißes Schuhregal. Das ist mein ordentliches Schuhregal, sagt die Tante, ihr stellt eure Schuhe in eure Zimmer und zieht sie erst draußen vor der Haustür an.

Aber da stechen mich dann die Bienen, sagt Meret.

Nein, nicht wenn ihr betet, sagt die Tante.

Neben dem ordentlichen Schuhregal ein Hutständer für die Hüte der Tante. Und für den einzigen Hut des Vaters, der schon als Kind hier zu Besuch war und vieles wiedererkennt. An der Wand ein ovaler Spiegel, er ist so winzig, dass man darin nur entweder seine Nase oder seinen Mund oder seine Augen sehen kann, mehr nicht. Vermutlich ist er nur für das Gesicht der Tante gedacht, für die Hälfte vom Gesicht der Tante. Für die Dinkelspiel-Gesichter reicht er jedenfalls nicht.

Das ist mein Spiegelchen, sagt die Tante, ich brauche es, damit ich meine Zähne überprüfen kann, bevor ich das Haus verlasse. Man soll sich nicht selbst anschauen, sondern den Herrn.

Im Badezimmer gibt es keinen Spiegel.

Aber ich überprüfe meine Zähne immer beim Zähneputzen vor dem Spiegel, sagt Ricarda.

Zum Zähneputzen reichen Salz und Wasser, sagt die Tante.



Dabei hebt sie eine kleine Porzellanschale hoch, die neben dem Waschbecken auf einer Kommode steht.

Mein Salzsüsselchen, sagt sie. Ihr könnt mein Salz verwenden, aber wer das letzte Salz gebraucht hat, muss nachfüllen.

Es hört sich so an, als hätte die Tante sich viele Regeln überlegt für die Zeit mit den Dinkelspiels. Sie weiß sie alle auswendig und sagt sie auf je nach Bedarf. Und anscheinend hat sie oft Bedarf.

Die Dinkelspiels schlucken stumm, was die Tante sagt. Sie gehen ihr in die Küche, ins Musikzimmer und ins Wohnzimmer hinterher, das drei große Fenster in den Garten hinaus hat, kostbare Möbel, ein langes schmales Sofa, Fotos an der Wand, wahrscheinlich die Familie der Tante, und die Dinkelspiels gehören nicht dazu, sie sind Fremde für die Tante, auch wenn es diese deutsche Freundin gab, die aber schon längst tot ist, die Großmutter.

Ich bin ja auch Deutsche, sagt die Tante am Schluss der Hausführung, als sie jeden Winkel kennengelernt haben und jede Regel, auch die von der Vorratskammer, in der sich die Eier, der Zucker, der Honig und alle anderen Lebensmittel befinden außer den Kartoffeln, die natürlich im Kartoffelkeller lagern, den die Dinkelspiels auch stumm betrachten durften. Die Regel der Vorratskammer lautet: Finger weg. Es wird dreimal am Tag etwas zu essen geben, und das wird von der Tante zubereitet, also wird kein Bedarf sein, die Vorratskammer zu betreten. Der Herr sorgt gut für alle Menschen, sagt die Tante und dreht den Schlüssel um.

Aber Jüdin bin ich nicht mehr, sagt sie, ich habe mich protestantisch taufen lassen, noch in Köln damals, für meine Verheiratung mit meinem seligen Knud, war seit zehn Jahren nicht mehr in Köln und jetzt, wo ihr den bösen Mann der Ungerechtigkeit an die Macht gelassen habt, werde ich auch nicht mehr hinreisen. Ade schöner Dom!

Meret ist empört. Wer hat denn den Kerl an die Macht gelassen? Doch nicht sie, die Familie Dinkelspiel! Aber sie sagt nichts.

Er ist der Satan, flüstert die Tante, ich weiß es, der Satan! Er bringt Unheil über die Welt!

Die Dinkelspiels stehen still da, Ricarda gähnt laut.

Da öffnet der Vater endlich den Mund.

Du hast vollkommen recht, sagt er. Und deshalb sind wir ja auch hier.

Die Tante schaut ihn aus zusammengekniffenen Äuglein an und scheint etwas Bestimmtes zu überlegen. Dann nickt sie und sagt: Ich bin kein Engel, damit ihr das nur gleich wisst, ein Engel bin ich nicht, ich kann euch nicht erlösen, nur wohnen könnt ihr hier.

Das ist ja auch alles, was wir wollen, sagt die Mutter und legt ihr plötzlich den Arm um die Schultern. Danke, fügt sie noch hinzu, etwas gequetscht kommt es heraus, aber immerhin.

Die Tante macht noch immer ein mürrisches Gesicht.

Um eins gibt es Mittagessen. Gulasch.

Damit dreht sie sich um und verlässt mit lauten festen Schritten das Zimmer.

Hier wohnen ist nicht alles, was ich will, sagt Ricarda leise und mit bitterbösem Augenaufschlag. Ganz bestimmt nicht. Ich will etwas ganz anderes.

Ihre Worte fallen auf den weißen Teppich aus Schafwolle, auf dem sie immer noch alle fünf stehen und sich nicht regen. Als wüssten sie nicht den nächsten Schritt zu tun.

## Worte wie Bullaugen

Jeden Vormittag übt Ricarda Cello. In der Zeit muss Meret ihr gemeinsames Zimmer verlassen. Ricarda übt eisern drei Stunden. Zuerst Etüden, dann Brahms. Immerzu seine zweite Symphonie. Wunderschön. Aber dann fängt sie an zu sägen. Das ist keine Musik mehr. Als würde sie Holz sägen, laut, hart, ohne jedes Gefühl kratzt sie auf ihrem Instrument herum, hin, her, kreuz, quer, verbissene Tonleitern, lang gezogenen Katzenjammer, wilde, bodenlose Geräusche.

Meret findet es grauenhaft. Aber die Eltern lassen Ricarda. Sie sagen: Sie muss sich austoben. Sonst geht es gar nicht mit ihr hier.

Die Tante, die in der Küche die ganze Zeit mit den Vorbereitungen der Mahlzeiten beschäftigt ist und sich nicht helfen lassen möchte, runzelt die Stirn zu dem Gekratze und Gekreische. Was macht sie da? Ricarda muss doch üben, sagt sie vorwurfsvoll, richtig üben, sehr gut werden muss sie, die Beste von allen, das wart ihr doch immer, ihr Juden.

Die Erleichterung des Vaters über den gelungenen Ortswechsel scheint riesig. Schon morgens beim Frühstück erzählt er ohne Sinn und Verstand einen Hitler-Witz nach dem anderen. Ein Zuviel an Hoffnung ist das.

Trifft ein Psychiater einen anderen Psychiater. Sagt der eine: Heil Hitler!, sagt der andere: Heil du ihn doch! Dabei lauscht der Vater seinen eigenen Worten nach und steckt sich schmunzelnd und nickend die Serviette in den Hemdkragen, während die anderen ein klein bisschen lachen.

Später setzt er sich in den Garten, ganz nach hinten beim

Holunderbusch auf die weiße Bank, und liest Zeitung. Er holt sich diese jeden Morgen um zehn Uhr von Herrn Vegesack, einem Deutschen aus der Nachbarschaft, der schon lange hier lebt, kein Emigrant, einer, der hier ein Schuhgeschäft hat, etwas Richtiges. Herr Vegesack ist gleich am zweiten Tag an der Tür erschienen, die Bienen wild im Rosenbogen summend, während er sich dem Vater vorstellte, ein alter Freund Knuds, wie dieser ein Quäker, bereit, seine deutsche Zeitung mit ihm zu teilen, kein Nazi-Blatt, natürlich nicht, sondern die *Frankfurter Zeitung*. Der Vater nickte zustimmend und wollte wissen, woher der Mann kam. Herr Vegesack sagte, er wohne in der Valdemarsgade. Aber nein, sagte der Vater, woher aus Deutschland. Ach so, aus Deutschland, sagte Herr Vegesack, aus Wuppertal, seine Frau sei Dänin, deshalb habe es ihn hierher verschlagen, schon 1914 vor dem Großen Krieg, er sei ein Glückspilz, schon immer einer gewesen, ein von Unglück und Krieg verschonter Mensch. Und nun bin ich auch ein Glückspilz, sagte der Vater, und kann jeden Tag die *Frankfurter Zeitung* lesen. Ganz richtig, sagte Herr Vegesack und nickte zufrieden. Keine einzige Biene stach, ganz ohne Beten.

Nach dem Mittagessen gehen die Eltern zu den Behörden in die Stadt. Meret muss dann auf Friedrich aufpassen. Sie spielt ein bisschen lustlos mit ihm im Garten. Eigentlich weiß sie mit der Zeit nichts anzufangen. Sie hat in Stuttgart eine große Bücherkiste vorausschicken lassen, mit all den Klassikern, die sie jetzt endlich lesen will: Goethe, Schiller, Kleist, die Droste, Mörike, die Manns, Klopstock, Heine, Rilke, auch Dostojewski und Tolstoi, Turgenjew und Puschkin, die halbe Bibliothek der Eltern hat sie in die Kiste gepackt. Ich werde viel Zeit dafür haben, hat sie zu Lisa Stubenrauch gesagt, ihrer besten Freundin, der sie hat versprechen müssen, ein Tagebuch zu führen über ihre Lektüre-Eindrücke. Dann können wir da-

rüber reden, wenn du wiederkommst, hat Lisa Stubenrauch gemeint und Meret zum Abschied ein dickes Schreibheft mit blauem Leineneinband in die Hand gedrückt. Die Kiste steht oben in ihrem Zimmer, sie könnte gleich anfangen. Aber sich einen Platz suchen und hinsetzen und ein Buch aufschlagen, das geht noch nicht. Es sind ja auch keine Ferien. Sie hat das Gefühl, es ist gar nicht ihre eigene Zeit. Ist es nicht Ricarda, die alles bestimmt? Die Stimmung, die Tätigkeiten, die ganze Zukunft bestimmt Ricarda mit ihrem Cello, um das sich alles dreht. Solange sie ihr Cello spielt, ist alles noch fast wie immer und alles kann noch werden.

Manchmal setzt sich Meret mit Friedrich auf die Bank und liest ihm aus der Zeitung vor, die der Vater dort immer liegen lässt. Friedrich lauscht mit ernstem, stillem Gesicht und weit geöffnetem Mund, als würde er alles verstehen. Aber Meret lässt die gedruckten schwarzen Zeilen nicht in ihren Kopf vordringen. Sie prallen gegen die Mauer, die dort entstanden ist.

Der Mauerbau hat vor langer Zeit schon begonnen. Fertig war sie dann im April, als der Vater sagte: Wir müssen hier weg. Ein ungewöhnlich höflicher Nazi ist in seiner Galerie in der Kronprinzenstraße aufgetaucht, Wolfgang Willrich. Ich nehm mir dann mal, was ich brauche, hat er gesagt und sich die Bilder angeschaut, die Gemälde und Zeichnungen und die Aquarelle, hat sie genau betrachtet, dann die besten beschlagnahmt mit den Worten: Entartet, Herr Dinkelspiel, die haben keinen Wert mehr. Aber was geschieht mit ihnen?, hat der Vater entsetzt gefragt, obwohl er es genau wusste. Woraufhin der Mann mit völlig unverständlichem Frohsinn, der ihm über der Nase lag wie ein Wundverband, von der Ausstellung berichtet hat. Ab Juli in München, Herr Dinkelspiel, da stellen wir die Entarteten aus, in den Hofgartenarkaden werden sie hängen, und unser deutsches Volk wird erkennen, was heute

nicht mehr passt. Dann hat Wolfgang Willrich den Vater aufgefordert, ihm bei der Verladung der Bilder zu helfen, der Lieferwagen draußen, der Vater, der seine Schätze hintragen muss, in der Eile nicht sorgsam genug verpackt, nur mit einfachem grauem Papier. Willrich, der seine Absätze zusammengeknallt und die Hand zum Hitlergruß gestreckt hat und abgefahren ist, der Vater, zurückgeblieben mit herabhängenden Schultern, die sich seither nicht mehr aufrichten lassen.

Wir müssen hier weg, so heißen die letzten Mauersteine in Merets Kopf. Vor der Mauer aber ist noch ein bisschen Platz, ein siebzehn Jahre junger Platz, darauf scheint die Sonne in den ersten Tagen warm vom hellblauen dänischen Himmel, an dem dicke Möwen flattern und kreischen. Es ist Sommer, denn hohe blutrote Malven stehen am Zaun, dessen weiße Farbe abblättert.

Meret kommt plötzlich auf den Gedanken, diesen Zaun anzustreichen. Sie erinnert sich dabei an Tom Sawyer, der sich daraus einen großen Spaß gemacht hat, als er den Zaun seiner Tante Polly streichen musste. Er hat seine Strafarbeit einfach umgewandelt in einen Gewinn.

Kann ich das nicht auch?, fragt sich Meret grüblerisch. Das hier umwandeln in einen Gewinn?

Sie geht zur Tante und erzählt ihr von der Idee, die schaut sie lange zögernd an und antwortet schließlich: Das lohnt nicht mehr.

Meret ist daraufhin so enttäuscht, dass ihr die Tränen kommen. Weil die Tante ihr Angebot abgelehnt hat? Weil sie so gern den Zaun mit frischer Farbe versehen hätte? Weil die Tante nicht Tante Polly ist und sie nicht Tom Sawyer? Oder weil es sich nicht mehr lohnt? Was lohnt sich nicht mehr, was?

Dann, denkt sie, lohnt sich doch auch Ricardas Cello-Üben nicht mehr.

Sie rennt hinauf in ihr Zimmer. Da am Fenster sitzt Ricarda am Cello in ihrem blauen Kleid mit den roten Tupfen, das Haar hochgesteckt, das Gesicht erhitzt, die Brille schief auf der Nase.

Hör auf!, schreit Meret die Schwester an. Das hält ja kein Mensch aus!

Ricarda lässt den Bogen erstaunt sinken. Dann legt sie ihn auf die Fensterbank neben sich, steht auf und nimmt Meret in den Arm.

Ja, sagt sie ganz ruhig, und deshalb werde ich auch nicht lange hierbleiben.

Meret erschrickt. Was willst du machen?, fragt sie und schüttelt die Schwester ab.

Gehen, gibt Ricarda patzig zur Antwort.

Aber wohin?, fragt Meret und spürt die Angst heraufkriechen.

Zu Kurt-Anselm, sagt Ricarda.

Das kannst du nicht, stößt Meret hervor und weiß es in diesem Augenblick zum ersten Mal selber ganz klar: Es ist unmöglich, zurückzukehren, der Satan ist an der Macht.

Ricarda, du kannst nicht mehr zurück. Meret weiß es nicht nur, sie ist auch so alt wie dieses Wissen, nämlich älter als Ricarda, älter als alle Menschen auf der Welt und allein.

Doch, sagt Ricarda, das kann ich.

Sie werden dich –, sagt Meret. Du weißt doch, warum wir hier sind. Weil es keine Chance mehr für uns in Deutschland gibt.

Ach, aber hier in diesem dänischen Nest soll es die geben?! Ricarda schnaubt zynisch durch die Nase.

Du musst hierbleiben, sagt Meret.

Ricarda schüttelt den Kopf.

Doch. Du musst versuchen zu bleiben, sagt Meret und merkt, wie sie anfängt zu betteln. Wenn sie diesen Punkt er-

reicht hat, ist es schon immer umsonst gewesen, worum es auch ging. Die bettelnde Meret und die erhabene, sich stets verweigernde große Schwester. Das alte Spiel. Meret muss ganz kurz lächeln. Und beendet es dann auf der Stelle. Und für einen winzigen Augenblick fühlt sie keine Bedrängnis, nur Freiheit.

Ich hatte vor, gar nicht erst in den Zug zu steigen, nicht einmal zum Bahnhof habe ich kommen wollen, sagt Ricarda. Aber vielleicht hätte ich euch dann nie mehr wiedergesehen.

Ja, nickt Meret und ist schon fast erleichtert, weil Ricarda so einsichtig ist.

Aber jetzt weiß ich, sagt Ricarda, dass es keine Lösung ist, hierzubleiben. Gar keine.

Die beiden Schwestern schauen einander an und blicken dann zu Boden. Meret denkt angestrengt nach, aber sie weiß nicht, über was eigentlich, und jeder Gedanke scheint vergeblich.

Kurt-Anselm und ich, sagt Ricarda, wir gehen nach Palästina. Immer noch zu Boden schauend, lächelt sie plötzlich. Als wäre sie sich ganz sicher, nein, als wäre sie schon dort.

Man braucht kein Visum für Palästina. Man kann über Italien per Schiff hinkommen. Das Schiff legt immer mittwochs um ein Uhr mittags in Triest ab. Und montags kommt man um sechs Uhr morgens schon in Jaffa an. Es kostet in der dritten Klasse nur hundertzweiundzwanzig Reichsmark vierzig! Ricarda flüstert diese Sätze. Meret, du sagst den Eltern nichts davon, hörst du?

Mechanisch nickt Meret. Montags, Triest, Jaffa. Die Worte klingen wie Bullaugen. Sie machen dieses kleine dänische Zimmer zu einem Schiff. Ein Rotes Meer tut sich auf. Ein Geheimgang, entdeckt hinter dem verschlissenen Wandbehang der Gegenwart.



Kurt-Anselm, flüstert Ricarda, weiß von einem jüdischen Hilfskomitee in Berlin, er wird versuchen, Schiffskarten zu bekommen. Er hat Geld gespart. Er fährt bald nach Berlin. Er wird zum Judentum konvertieren, heimlich. Er wird Jude, Meret. Wir gehen nach Palästina.

## Die Tante

Die Tante genießt die Bedeutung, die sie in ihrer Nachbarschaft durch die jüdische Einquartierung bekommt. Sie wird gefragt, was das für Leute sind, und sie kann sagen: Es sind Juden. Und dann die tiefen, faszinierten Blicke der Nachbarn, die tun ihr gut. Ihr Haus wird ein Lebkuchenhaus. Die Nachbarn schauen beim Vorbeigehen oder beim Extra-Vorbeigehen herüber, als hätten sie auch gern so eines.

Und dann ist da Musik zu hören, Cellomusik dringt nach draußen. Das hört die ganze Nachbarschaft, denkt die Tante zufrieden. So klingt es, wenn eine Jüdin spielt. Es klingt schön, weil es verfolgt klingt. Die schöne Musik und das Gekratze, beides schaurig. Beides ein Zeugnis. Die Tante fühlt sich gut benotet.

Sie hat, als sie im März den Brief vom Vater bekommen hat, nicht lange gezögert und ihm geschrieben, dass sie bereit sei, den Sohn ihrer einstmals besten Freundin aus Köln mitsamt seiner Familie in ihr Haus aufzunehmen. Sie hat nicht lange gezögert, obgleich sie eine Eigenbrötlerin ist, die nach dem Tod ihres dänischen Mannes Knud Sørensen vor schon zwanzig Jahren ganz und gar nicht in Trauer versank, sondern sich beinahe zufrieden in seiner Religion einrichtete wie in einem Museum für Geheimnisse, Rituale, Regeln und Zaubermittel. Denn nichts anderes sind für sie die Gebete, die sie morgens und abends spricht. Sie hat nie verstanden, was Knud meinte, wenn er von seinem Herrn sprach. Dass es ein tatsächlich lebender Gott war, den er verehrte, blieb ihr eine Frage, die sie nicht stellte. Knud war kein Antwortgeber. Er war ein

schweigsamer Kontorist, ein stiller Quäker und Royalist. Das dänische Königshaus war ihm neben seinem Gott die einzig anzuerkennende Autorität. Und die Tante hat all das mit ihrer Verheiratung selbstverständlich übernommen, etwas anderes wäre ihr gar nicht eingefallen. Sie hat ihre jüdische Herkunft abgelegt wie ein Kleidungsstück. Sie hat das Kleidungsstück einfach aussortiert. Die jüdische Religion ist für sie jedoch kein alter Hut, kein zerschlissener Mantel, die Tante sieht in ihr eher so etwas wie ein Dirndl, das man vielleicht in den Bergen trägt, nicht aber am Meer.

Dass sie nicht gezögert hat, die Familie Dinkelspiel bei sich wohnen zu lassen, hat zu tun mit ihren Finanzen und mit ihrem Gewissen.

Mit ihren Finanzen steht es nicht allzu gut. Denn Knud war nicht nur kein Antwortgeber, sondern auch kein Vorsorger. Er ging davon aus, dass sein Herr bald kommen würde und es sich nicht lohnte, Geld zu sparen oder anzulegen oder dergleichen. Verschwenderisch ging er natürlich nicht damit um, er hätte auch gar nicht gewusst, wofür er Geld verschwenden sollte, abgesehen davon hatte er gar nicht so viel davon, es reichte gerade für das winzige, gottgefällige Leben, das er mit seiner deutschen Frau führte. Die Tante hat, als sie dem Sohn ihrer früheren Freundin die Tür ihres gelben Hauses öffnete, gewusst, dass dieser Sohn sie bezahlen würde für ihre christliche Herberge, dass er sich nicht lumpen lassen würde, genauso hat er es in seinem Brief an sie geschrieben. *Du sollst wissen, dass ich für unseren Unterschlupf, für den wir dir immer dankbar sein werden, selbstverständlich bares Geld zahlen werde, und ich werde mich nicht lumpen lassen, dessen sei gewiss.* Der Tante gefiel dieser Satz in dem Brief. Er klingt würdig und ein bisschen galant, dachte sie. Und sie wusste gleich, dass sie nicht zögern würde, und antwortete sofort. Anders als Knud bin ich nämlich eine

Antwortgeberin, hat sie beim Schreiben gedacht. Was sie noch beim Schreiben gedacht hat, ist: Ich lasse mir meine christliche Tat zwar bezahlen, aber das ist keine Sünde. Der Freimut ihrer Antwort ist ihr direkt aus dem soeben aufgeweckten und reuigen Gewissen zugeflossen. Dieses Gewissen hat nämlich angesichts der Bitte des Juden aufgejubelt wie eine Schwalbe, wenn auch sehr viel stiller und geheimer, weil es sich endlich wieder erheben durfte aus dem Staub. Als die Tante damals bei der Verheiratung mit Knud Sørensen ihr *Jüdisch* aussortiert hat, ist ihr das Ausmaß dieser Tat ja nicht im Geringsten klar gewesen. Dass ein solches Erbteil sich nicht auf einer Kleiderstange hinaushängen lässt aus dem Leben, kam ihr nie in den Sinn. Zwar wurden ihr seitens des Gewissens bald unweigerlich gequälte Signale zugesandt, Migräne, Ekzeme, eine Stauballergie, aber da hatte die neue Religion die Tante bereits erfolgreich abgeworfen und mit genügend hausbackenen Regeln versehen, sodass sie es gut überhören konnte und sich lieber aussichtslos von Ärzten behandeln ließ als ihre protestantische Strickweste auszuziehen. Seit Knuds Tod ist die Frage immer wieder herangesurrt gekommen, konsequent und irritierend wie eine Mücke am frühen Morgen, die Frage: *Gertrud, hast du deinen jüdischen Gott verraten?* Und als dann die Familie Dinkelspiel sich angekündigt hat, ist die Tante darüber gefallen wie über einen übersehenen Stuhl, und sie hat sich sehr schnell darauf gesetzt und von hier aus ihre türöffnende Antwort gegeben: Kommt nur her. Ihr Gewissen hat das gesagt, das Gewissen der noch jungen, unverheirateten, deutschen Kölnerin, das immer noch jüdisch ist und bleibt. Es hat nie geheiratet. Es hat diese Schummelei mit dem Protestantischen nie mitgemacht. Jubelnd wie eine Schwalbe hat es die Chance gesehen, endlich etwas wiedergutzumachen, etwas Großes, Heiliges wieder an Ort und Stelle zu rücken, etwas, das mit der neuen dänischen

Religiosität zwar nicht in den Staub gezogen, aber doch vergessen worden ist. Und Vergessen ist so etwas wie Staub.

Die Finanzen und das Gewissen, beide arbeiten bei der Tante also feinmaschig zusammen und sich gegenseitig in die Hände. Beiden dürfte es nicht schlecht gehen, seit dem Einzug der Familie Dinkelspiel. Die Laune der Tante jedoch hat damit nicht im Geringsten zu tun. Die ist nicht gehoben, um es vorsichtig auszudrücken, und anders als vorsichtig darf sich nicht ausgedrückt werden im gelben Haus der Tante, das von gebetshörigen Bienen umschwärmt wird. Eine Laune, die jahrzehntelang verwitwet ist, hat einen Riss. Sie hält sich nicht an Regeln, sie nicht. Sie schert sich nicht um Heiterkeit. Die Mundwinkel der Tante hängen herab. Ihre von der Stauballergie geröteten Augen blinzeln wild, wenn Friedrich kreischt, für den ihr Gewissen den Roller besorgt hat. Ihr Gewissen lässt Ricarda Cello üben und kratzen und beklagt sich nicht, ihr Gewissen will, dass die jüdischen Cellisten die besten bleiben, aber ihre Laune meutert. Ihre Laune hat genug vom Wieder-gutmachen. So ist die Tante. Mit dieser Tante muss die Familie Dinkelspiel zusammenwohnen. Von ihr bekommen sie alle ihr Essen ausgeschöpft. Sie kocht es nicht nur, sie schöpft es ja auch aus. Die Familie Dinkelspiel sitzt dann da wie eine kleine geprügelte Schar, und nur Friedrich klatscht jedes Mal begeistert in die Hände. Friedrich, der mit zweitem Namen Lazarus heißt. Die Mutter hat dies der Tante schon am zweiten Abend erzählt, ein taktisch kluger Schachzug, den sie ganz bewusst vornahm, um ihrer Familie einen wie auch immer gearteten Vorteil zu sichern. *Er heißt mit zweitem Namen Lazarus.* Sie hat auf diese Weise mit der Tante anzubündeln versucht, denn der Name Lazarus kommt aus deren Religion, aus deren Neuem Testament, aus der Geschichte des protestantischen Jesus, Lazarus ist dessen Freund gewesen, und er und Friedrich dienen

an dieser Stelle also als Köder, um die Gunst der Tante zu angeln für den Aufenthalt der Familie Dinkelspiel in ihrem Haus. Und tatsächlich ist die Tante von dieser Nachricht auf ihre spröde Art erfreut gewesen, ihre Mundwinkel sind aufwärts gezuckt – und warum? Es hat sie getröstet. Der Name Lazarus bei einem jüdischen Jungen, hat sie gedacht, ja, kommt hier nicht dasselbe Verrutschen zum Vorschein, das auch in meinem eigenen Schicksal zu bemerken ist, das Verrutschen göttlicher Tatbestände? Dieser Junge an ihrem Tisch, er gefällt der Tante plötzlich, sie mag ihn hier sitzen haben, findet sein Mienenspiel charmant, Friedrich Lazarus bekommt von der Tante jetzt immer zuerst ausgeschöpft.

Aber in die Vorratskammer darf er selbstverständlich nicht, die Vorratskammer gehört nicht in den Bereich der Reue, nicht in den Bereich des Alten Testaments und auch nicht in den Bereich des Neuen. Die Vorratskammer gehört der Tante.

## Lazarus

Friedrich ist am Ostersonntag im Jahr 1933 zur Welt gekommen. Weil die Familie Dinkelspiel jüdisch ist, hat der Ostersonntag für sie nie eine Rolle gespielt. Mit Pessach ist das etwas anderes, Pessach ist etwas, das auch für die unorthodoxen Dinkelspiels eine göltige Bedeutung hat, ohne dass die Bräuche beachtet werden müssten. Aber der Ostersonntag? Nein – so unwichtig wie Weihnachten. Kaum wurde jedoch kurz nach der Geburt festgestellt, dass der Junge mongoloid ist, ließ der Ostersonntag der Mutter, Malka Dinkelspiel, urplötzlich keine Ruhe mehr. Sie war noch ganz erschöpft und mochte nicht einmal etwas essen, aber was es mit dem Ostersonntag 33 auf sich hatte für sie als jüdische Mutter und für Friedrich als jüdisches Menschenkind mit Mongolismus, das ging der Mutter auf einmal nicht mehr aus dem Sinn. Sie lag in ihrem Krankenhausbett unter schneeweißen Laken und sprach über nichts anderes als über die Frauen, die zum Grab gekommen sind und es war leer, der Leichnam Jesu fort, stattdessen ein Engel und schließlich: Auferstehung statt Tod. Sie packte dieses fremdgläubige Mysterium und hielt es fest, bereit, es von nun an ganz für sich in Anspruch zu nehmen, für ihren Sohn Friedrich, der es dringend brauchte.

Aber was hat das mit dem Kind zu tun?, fragte Oz Dinkelspiel, der Vater, ungeduldig und starrte seinen neugeborenen und einzigen Sohn an, der endlich auf der Welt war, wenn auch anders als gedacht. Oz Dinkelspiel kannte keinen Menschen mit Mongolismus, sein Sohn war der erste, er hatte aber ein Wissen davon, dass er ihn noch mehr würde schützen müs-

sen als seine Töchter Meret und Ricarda, nur wie? Von Friedrichs erster Lebensstunde an fühlte der Vater sich unzulänglich. Er konnte das winzige Wesen nur in seinem Arm halten, mehr nicht, und er wusste, es war zu wenig. Das Reden seiner Frau über den Ostersonntag kam ihm seltsam vor, wöchnerinnenkryptisch, aber er merkte gleich, wie es die ganze Sache mit Friedrich in Bewegung brachte, anschoß, hinübrückte an einen Ort, der vielleicht nicht seiner Religion entsprach, dafür aber seinem tiefsten Wunsch nach Unversehrtheit.

Etwas wie Ostern konnte er Friedrich nicht bieten, es gehörte zu jenen Dingen, die vollkommen und unerreichbar waren. Auferstehung von den Toten – das war messianische Hoffnung, aber keine Realität. Was Realität war, lag hier in seinen Armen, rot, runzlig, mit einem winzigen Mund, einer deutlich sich hervortuenden Zunge und leicht schrägen Äugelchen. Und Realität war auch – da hatte seine Frau ja recht – der heutige Sonntag, dieser sonnige Ostersonntag, vom christlichen Kalender aus betrachtet. Durfte er so einen gewöhnlichen Tag vom christlichen Kalender aus betrachten? Angenommen ja, dann war es auch zulässig, Friedrich mit dem Feiertag in Verbindung zu bringen und diesen Mongolismus, das Erschrecken darüber, den vermeintlichen Fehlschlag der Natur in das Licht zu stellen, das den Frauen am Grab aufgegangen sein muss, dieses vermutlich überhelle Licht der Überwindung. Die haben gedacht, alles ist aus, sagte seine bleiche Frau, und ließ ihre lila geäderten Augenlider immer wieder langsam sinken. Aber dann kam die Auferstehung. Jesus war nicht der Messias!, sagte der Vater und seine Verzagtheit ragte ihm aus dem Gesicht wie ein Dorn.

Das weiß ich, Oz, sagte Malka Dinkelspiel und nickte. Wir nennen ihn ja auch nicht Jesus. Wir nennen ihn Lazarus, und auch nur mit zweitem Namen.



Lazarus? Er war noch ratloser als zuvor. Warum das? Der andere Auferstandene, erklärte sie, der Mann, der auferweckt worden ist, als er schon gestorben war: Lazarus war sein Name. Jesus Christus soll ihn aus seinem Grab herausgerufen haben, und da kam er gewankt und war noch eingewickelt in Leichentücher, aber er soll wieder gelebt haben, Oz.

Du willst die christliche Geschichte hineinschmuggeln in Friedrichs Namen. Er runzelte die Stirn. Dagegen ist nichts einzuwenden, meinte er dann und schaute das Kindchen an, das eben seine geheimnisvollen Augen aufschlug.

Und so stand der Ostersonntag Pate bei Friedrich Lazarus Dinkelspiel.

## Was Meret wissen will

Meret erzählt den Eltern nichts von dem Gespräch mit Ricarda. Sie haben schon genug Sorgen. Ständig sind sie bei den Behörden vom Justizministerium, wegen des Visums oder der Aufenthaltsgenehmigung, die Aufenthaltsgenehmigung ohne Visum beträgt nur drei Monate, für die Einreise haben sie keines gebraucht, aber jetzt. Meret hasst die Entschiedenheit dieser beiden Wörter, die durch die Luft schwirren wie lästige Fliegen, die totgeschlagen gehören, sie nennt die zwei Fliegen nur noch A und V, manchmal auch Arsch und Viper.

Es gibt ein Komitee, das den Emigranten helfen will, Arsch und Viper zu bekommen. Es sind famose Leute, sagt der Vater. Aber dennoch scheint nichts voranzugehen. Sie kommen blass und müde von der stundenlangen Warterei zurück, können den Kindern meistens nichts Neues von Arsch und Viper erzählen und sitzen dann schweigsam beim Essen mit der Tante.

Nur wenn sie zu berichten haben, dass sie mit anderen Emigranten sprechen konnten – beim Warten auf dem stickigen Flur des Büros des Hilfskomitees in einem heruntergekommenen Gebäude am Hafen –, dann wird es für Meret spannend. Darüber will sie alles wissen. Was das für Leute sind, woher sie kommen und was sie dort gemacht haben, ob sie hierbleiben oder wohin sie sonst gehen werden. Was für ein Leben hinter ihnen liegt, was für Geschichten es von ihrem Leben zu erzählen gibt. Ob sie der eigenen Geschichte gleicht – und ja, sie gleichen sich alle, diese Geschichten der Emigranten, denn sie haben alle dieselben Anfänge, dieselben Auslöser und dieselbe Not. Hinter allen liegt der große

schmerzhaftes Moment der Entscheidung, Deutschland zu verlassen. Und von diesem Moment kann Meret nie genug hören, immer wieder braucht sie die Schilderung dieses Momentes im Leben der anderen Emigranten. Denn das hilft ihr zu sehen, wie notwendig es war, zu gehen. All diese fremden Menschen und die Familie Dinkelspiel, sie alle mussten gehen, mussten dringend fort aus Deutschland, so war es, deswegen sind sie hier, und dann ist hier nicht falsch. Auch wenn es sich beinahe täglich so anfühlt.

Nach dem Hören einer solchen Geschichte lehnt Meret sich fast zufrieden zurück in ihrem Stuhl am Esstisch der Tante, die das Essen austeilte mit ihrem silbernen Schöpflöffel. Sie lässt sich geben, was ihr zugeteilt wird, schaut nicht hin, wie nackt und erbärmlich die beiden Kartoffeln auf dem Teller liegen, sondern sieht die anderen Menschen vor sich, die auch in diesem Land zu leben versuchen, und wünscht sich nichts sehnlicher, als selbst solchen zu begegnen.

Aber wehe, die Eltern kommen nur mit einem mageren, ungenauen Bruchteil nach Hause, irgendeiner kläglichen Information, dem Schnipsel einer Geschichte. Dann wird Meret schlecht gelaunt. Sie bringt die Kartoffeln mit der Gabel um, spießt sie auf, stopft sie sich in den Mund und schlingt sie beinahe ungekaut hinunter. Blitzende, stecknadelkopfgroße Blicke schießt sie auf das weiße Porzellan des Tellers oder auf die zerknitterte Hand der Tante.

Ricarda kann Meret nicht verstehen. Sie sprechen abends vor dem Einschlafen manchmal ein bisschen über dies und das, und es kommt Meret dann fast normal vor, in Dänemark in einem dunklen Zimmer gemeinsam mit der Schwester zu liegen, die Bäume draußen rauschen zu hören, wenn der Regen hineinfällt. Hatten sie nicht auch in Tirol 1932 ein gemeinsames Zimmer? Mit rot-weiß kariertem Bettwäsche, die so rau

war, dass sie fast die Haut aufscheuerte. Und in Murnau 1933 auch, man konnte vom Fenster aus den Staffelsee sehen, glänzende, ferne Flecken durch die Bäume hindurch, bei Vollmond war das wunderbar, alles versilbert. Da war Hitler schon an der Macht, aber es hatte sie nicht gekümmert, nicht in jenen Sommerferien, gar nicht, es war viel zu heiß dafür und das Tanzen auf dem Dorffest zu lustig.

Was willst du denn immer mit den anderen Emigranten?, fragt Ricarda.

Nichts will ich von denen, nur mich nicht so allein fühlen, wenn's erlaubt ist, danke, gnädige Frau, sagt Meret und dreht sich zur anderen Seite.

Allein? Ricarda gähnt. Was soll ich denn da sagen, wo doch Kurt-Anselm so weit weg ist?

Du? Jetzt holt Meret zu einem richtigen Schlag aus. Du denkst nur an dich, Ricarda. Deshalb bist du am besten ganz still.

Sie liegen stumm in ihren Betten. Meret spürt, dass sie ganz gut getroffen hat. Aber es tut ihr nicht leid, es musste sein. Und Ricarda hat ja ihr Cello. Soll sie sich damit trösten. Soll sie morgen wieder all ihre Gefühle drauf kratzen, dass die Ohren wehtun.

Schlaf gut, sagt sie kühl zur Wand.

Ricarda antwortet nicht.

## Das Bild von Mitsch-Forch

Das Bild, das hinter dem Futter im Kofferdeckel die Reise nach Dänemark überstanden hat, steht jetzt im Zimmer der Eltern auf dem Nachttisch des Vaters, an die Wand gelehnt. Diese Lebensversicherung, die gerahmt und unversehrt so tut, als wäre der Vater immer noch der Kunsthändler, der er einmal war – der Kunsthändler Dinkelspiel mit der Galerie in der Kronprinzenstraße in Stuttgart –, diese Lebensversicherung zeigt drei Gesichter in grellen Farben, Rosa, Grün und Rot, eines lachend, eines ernst, eines tot. Ihre schwarzen Konturen gehen ineinander über. Es sind drei Gesichter und eines zugleich. Der Künstler, der es gemalt hat, heißt Gregor Mitsch-Forch und lebt nicht mehr. Er weiß nichts davon, dass sein Werk inzwischen auf einem dänischen Nachttisch steht und auf diese Weise vor Hitler sicher ist, anders als er selbst es gewesen wäre, wenn er noch lebte und nicht an einer normalen Krankheit gestorben wäre, an der auch andere Normsterbliche sterben würden, wenn sie es sich aussuchen könnten. Mitsch-Forch hat das Bild gemalt, kurz bevor seine Krankheit ausbrach wie ein Krieg. Er hat es dem Vater angeboten und der hat das Bild sofort gekauft. Der Vater sagt, er habe auf den ersten Blick erkannt, womit er es hier zu tun habe, nämlich mit einem Kunstwerk von höchstem, ja allerhöchstem Rang, und er scheut sich bis heute nicht, Mitsch-Forch mit van Gogh zu vergleichen, der in seiner Zeit zwar nicht bekannt war, heute aber so berühmt sei wie kaum ein Zweiter. Und genauso werde es auch mit Mitsch-Forch zugehen, er werde einmal weltberühmt und seine Bilder, von denen es nur neunundzwanzig

gebe, würden ungeheuer wertvoll gehandelt werden, davon ist er überzeugt. Es muss nur eine andere Zeit kommen, dann. Aus diesem Grund, sagt er, hüte ich auch das Bild wie meinen Augapfel, wobei seine Stimme vor Stolz und Sorge zittert. Bevor es hier in Svendborg an der Nachttischlampe lehnte, hat es lange in der Galerie des Vaters in der Kronprinzenstraße gehangen. Mitsch-Forch selbst ist manchmal vorbeigekommen, um sich sein Bild noch einmal anzuschauen, denn es bedeutete ihm viel, vor allem nachdem seine Krankheit ihn schon quälte. Er sprach davon, dass er, wenn er sein Bild anschaute, jedes Mal das Gefühl hätte, in diesen drei Gesichtern vollkommen gesund zu sein, als wäre seine Heilung darin aufbewahrt, wenn auch nicht zur Verfügung. Eine Heilung, die ihm nicht gewährt war, denn er selbst musste seine Krankheit bis zur Neige ausleiden, auch wenn er schließlich noch ein Jahr in Montevideo lebte und dort drei weitere Bilder malte, die der Vater aber nicht kannte, von denen der Vater nur durch Briefe von Mitsch-Forch unterrichtet wurde. Der Vater hätte diese Bilder auf jeden Fall auch gekauft, wenn er nach Montevideo hätte reisen können. Aber das war schon ausgeschlossen, und Mitsch-Forch starb, ohne dass seine drei letzten Bilder je gekauft worden wären. Sie sind immer noch in Montevideo in dem Haus, in dem Mitsch-Forch gelebt hat, der Vater geht davon aus, dass sie noch dort sind. Vielleicht stehen sie dort einfach so herum, ohne einen Ort zum Hängen und Wirken zu finden, wie dieses Bild von Mitsch-Forch in Dänemark auf einem Nachttisch steht, angelehnt an eine Wand, in dem Haus einer alten Frau, die ihr weißes Schuhregal hartnäckig gegen eine Flüchtlingsfamilie verteidigt und ihr Salzsüßelchen, das keiner will, mildtätig anbietet.

Die drei Gesichter prangen und strahlen auf dem Nachttisch, und auf Meret wirken sie ganz eigenartig. Meret denkt

nicht an die Heilung, die darin enthalten ist, sondern an die Lebensversicherung, die auch darin steckt, ohne dass man es sehen könnte. Diese Gesichter sollen das Leben der Familie Dinkelspiel hüten? Lachend, ernst und tot blicken die bunten Augen auf Meret, ihre Betrachterin, und Meret guckt zurück mit den Augen eines jungen Mädchens, das gern eine andere Art von Lebensversicherung hätte, nicht so ein Bild, sondern eine tägliche, kecke und erhebende, wenn auch nicht feierliche Bestätigung der Zukunft, eine Gewähr, morgen und übermorgen in handfeste Möglichkeiten hineintauchen oder hineinwachsen zu können, so etwas wie eine Impfung gegen Pocken, die vielleicht eine Narbe hinterlässt am Oberarm, dafür aber springlebendige, lebenslange Freiheit von Pocken schafft. Das wäre etwas für sie. Diesem Bild mit seiner Geschichte von Mitsch-Forch kann Meret nichts abgewinnen. Sie schaut es an und denkt an die Tante, deren Haus die Familie Dinkelspiel in Beschlag genommen hat wie eine Räuberbande.

Wenn dieses Bild eine Lebensversicherung sein soll, dann müsste die Tante doch auch eine sein. Sie würde die Familie Dinkelspiel nicht hinauswerfen, auch wenn es manchmal scheint, als wäre es ihr nicht ganz recht, ihr weiterhin ein Dach über dem Kopf zu bieten. Es ist ihr Haus, in dem die Dinkelspiels Betten haben, einen Külschrank, ein Bad, einen Garten. Eine Vorratskammer eigentlich nicht. Trotz all dieser Gegebenheiten fühlt Meret sich hier nicht sicher. Weiterhin nicht hinausgeworfen zu werden, bedeutet keine Sicherheit. Wäre die Familie Dinkelspiel aber wirklich eine Räuberbande, würde sie auch die Vorratskammer plündern, wie es ihr gefiele. Friedrich würde sich längst auf den Butterkuchen gestürzt haben, und Ricarda hätte ungebeten böhmische Buchteln gebacken und mit Schlagsahne serviert. Der Vater würde seine Füße samt Schuhen auf das Sofa betten, Ricarda und Meret

hätten im Badeanzug hinter dem Holunderbusch Tango getanzt, hätten sich eine separate Mädels-Ecke eingerichtet, mit Liegestühlen, Cocktails und einem rüschigen Sonnenschirm, hätten nicht aufgehört zu lachen wegen irgendwas, hätten sich die Räuberbäuche gehalten vor Lachen, Meret hätte mit Friedrich Lippenstift-Sonnen auf das Spiegelchen gemalt, die Mutter hätte das Bratfett verspritzt. Eine Räuberbande hält sich nicht an Regeln, nicht an all diese Verordnungen, die aus dem geraden Mund der Tante kommen. Doch obwohl alle sich penibel daran halten und die Mutter immer darauf aufpasst, dass Friedrich nicht in die Vorratskammer zum Butterkuchen geht, fühlen sie sich doch wie die Räuber, Belagerer eines fremden Besitzes, Belagerer eines Hauses, dessen Besitzerin den Räubern all ihr Hab und Gut gefechtslos auszuliefern hat, weil ihr das Leben lieb ist. Wessen Leben? Die Tante ist zur Ausgelieferten geworden, die sich nicht wehren kann gegen diese Räuberbande da in ihrem hellgelben Haus. Sie muss ihr Bad mit ihnen teilen, ihr Bettzeug, ihr Salz, das keiner will, ihren Spiegel, ihren Esstisch, und dieses Teilen verändert ihren Besitz, und nicht nur ihren Besitz, sondern auch ihr Gesicht. Beide wirken sie angegriffen, unverteidigt. Die Nase der Tante, ihre Wangen, ihr Mund und ihre Stühle, die Türen und die Vorratskammer scheinen ineinander überzugehen wie die Konturen auf dem Bild von Mitsch-Forch. Die Tante geht in ihrem Haus herum wie mit dem schwarz konturierten Gesicht einer Geisel, sie wird gefangen gehalten in ihrem eigenen Haus von der Dinkelspiel-Bande, dabei sind sie es doch, die Räuber, die bedroht sind. Ihr selbst droht nichts. Die Räuber sind es, die damit rechnen müssen, dass alles auffliegt, ihre bodenlose, unrechtmäßige Existenz, ihre falsche Inbesitznahme von Dingen, Möbeln, Essen und Gegenständen.

So fühlt sich Meret also wie eine Räuberin, besitzlos, aber



schuldig gesprochen der Besetzung und Benutzung fremden Eigentums.

Angesichts dieses Tatbestands – was müsste passieren, damit das Bild von Mitsch-Forch tatsächlich Merets Leben versichert?

Aber das Bild steht vielleicht nur da als Zeichen dafür, dass die Dinkelspiels alles, was nötig ist, noch selbst besitzen. Dass die Tante keine Geisel ist und Familie Dinkelspiel keine Räuberbande. Das Bild versucht vielleicht nur zu beweisen, dass es immer noch den Kunsthändler gibt, der für die Familie sorgt, und es noch immer die Mutter ist, die die Vorratskammer vor Friedrich schließen oder öffnen kann. Mitsch-Forch lässt glauben, dass die Zukunft noch immer kommen wird und etwas bereithält, sogar für Ricarda etwas bereithält, etwas, das in diesem Bild verborgen ist, wie die Heilung von Mitsch-Forch, unsichtbar und nur jetzt nicht zur Verfügung.